

den eine für den bibliophilen Antiquar unbegreiflich geringe Rolle. Er brauchte aber eigentlich auch über den Inhalt des Werkes selbst kein Wort zu verlieren, zumal da er nicht wie sein Kollege von der anderen Fakultät hoffen kann, dem Empfänger des Katalogs darüber mehr sagen zu können, als dieser schon weiß. Also ein wissenschaftlicher Katalog kann langes Leben behalten, ohne daß er ein Wort »unter der Zeile« enthält. Aber andererseits ist die puritanische Weise, in welcher aus einer falschen Vornehmheit heraus die Beigabe jedes schmückenden oder erklärenden Beiwortes ängstlich vermieden worden war, glücklicherweise von der Mehrzahl der wissenschaftlichen Antiquare verlassen worden. Man ist doch zu der besseren Einsicht gekommen, daß die Langweiligkeit von Listen, die einfach nichts Weiteres enthalten als Titel und Preise, nicht etwas Erstrebenswertes ist, und fügt dort, wo man doch hoffen darf, dem Leser etwas Interessantes oder gar Neues über das Einzel- oder allgemeine Schicksal des Buches, Seltenheit, Vergriffenheit, Schwierigkeit der Kollation, hin und wieder sogar doch über die gute Erhaltung, ja in Ausnahmefällen über den inneren Wert sagen zu können, ganz kurze Notizen bei, die aber nie die Länge erreichen, die den bibliophilen Beschreibungen eigentümlich sein kann. Ein kenntnisreicher wissenschaftlicher Antiquar kann sich also doch dadurch auszeichnen, daß er sogar über die wissenschaftliche Bedeutung eines obsoleten Buches einer Zahl von Kunden hin und wieder etwas Neues sagen kann. (Daß weniger geübte Antiquare durch Zugaben allgemeiner Bemerkungen wie »selten«, »gesucht«, »das beste Buch über diesen Gegenstand« und ähnliche ebenso lächerliche wie wirkungslose Notizen ihren Mangel an Kenntnissen zu verdecken versuchen, das sei nur nebenbei bemerkt.) Sachgemäße, nicht Mißgerichtete, kurze Notizen erhöhen also die Lebensfähigkeit selbst des strengwissenschaftlichen Katalogs. Es ist nun nach dem Gesagten selbstverständlich, daß die liebevolle Versenkung schon in das Wesen der Katalogisierung, ohne die man wohl ein Händler, aber kein Antiquar werden kann, anderen Geist von dem bibliophilen als von dem wissenschaftlichen Antiquar fordert. Dort ist es die Freude an dem einzelnen kostbaren Buche, hier die Freude an der Vollständigkeit der Zusammenstellung — von anderen Unterschieden allgemeiner Natur, über die noch zu sprechen sein wird, ganz zu schweigen.

Wenn wir aber die Tätigkeit des Abfassens dieser wichtigen Bemerkungen — an 20 Nonpareille-Zeilen kann ein gewissenhafter Antiquar einen ganzen Vormittag sitzen — in der bibliographischen Bearbeitung der Antiquar-Kataloge in Betracht ziehen, so springt ein neuer, bedeutsamer Unterschied in die Augen. Das ist der Grad von deren Schwierigkeit, der im bibliophilen und im wissenschaftlichen Antiquariat ein ganz anderer ist. Das wissenschaftliche Werk verlangt, wie schon bemerkt, bei weitem kein so liebevolles Eingehen. Ich kann mir kaum ein solches Buch denken, das diesen Grad scharfsinniger Untersuchung und Beschreibung verlangt wie etwa eine Inkunabel, von der nur wenige Exemplare bekannt sind, eine Untersuchung, die um so zuverlässiger sein muß, als sie ja von einer großen Zahl von Fachleuten, die stets zur Kritik geneigt sind, kontrolliert wird. Und es muß an dieser Stelle wieder bestätigt werden, was schon oben gesagt wurde, daß diese nun wirklich wissenschaftliche Arbeit, die Fähigkeiten und Kenntnisse in Literatur, Typenkunde, Geschichte, Graphik usw. fordert und vor allem Spürsinn dafür, wo man Informationen und Vergleichsmaterial finden kann, weit höher ist als die im wissenschaftlichen Antiquariat für die Katalogisierung nötige. Wenn es, wie ausgeführt, diese Tätigkeit wäre, die bestimmend für die Berufsbezeichnung sein würde, so müßte man den bibliophilen Antiquar mit größerem Recht als den »wissenschaftlichen« bezeichnen. Nun muß aber auf einen grundlegenden Unterschied hingewiesen werden. Der bibliophile Antiquar besitzt ein Hilfsmittel, das dem wissenschaftlichen so gut wie völlig fehlt: Das ist eine bewundernswerte Fülle von Literatur, aus welcher er sich bilden kann; vollständige Enzyklopädien, die über Inkunabelkunde, Literatur, Graphik usw. genaueste Auskunft geben, stehen ihm zur Verfügung, die selbst, wenn sie — wie z. B. der berühmte Brunet — veraltet sind, immer verwendbar bleiben. Dazu kommen nun noch die englischen und deutschen Jahressbände über Auktionen, die in der Hauptsache nicht-wissen-

schaftliche Literatur registrieren, und endlich die große Zahl von Antiquar-Katalogen von Konkurrenzfirmen. Welch eine ungeheure Erleichterung nicht nur für die Preisbemessung, sondern auch für eine anziehende sachgemäße Beschreibung solche Hilfsmittel bedeuten, braucht nicht ausgeführt zu werden. Man kann wohl sagen, daß ein bibliophiler Antiquar, der, wie es seine Pflicht ist, eine gute Geschäftsbibliothek besitzt und sie zu gebrauchen versteht, nie das zu begehen braucht, was man einen »Schwupper« zu nennen beliebt. Ganz anders steht der wissenschaftliche Antiquar da. Er ist nahezu ohne jede Beratung. Er besitzt so gut wie gar keine einschlägige Literatur, die ihm in jenen recht häufigen Fällen, in denen er ratlos einem ihm bis dahin gar nicht oder nur oberflächlich bekannten Buch gegenübersteht, helfen kann. Er hat bestenfalls mehr oder minder mangelhafte Bibliographien, die aber nur trodene Katalogisierung bieten, und er hat wenige Antiquar-Kataloge einiger wenigen Konkurrenten. Inwieweit diese zuverlässig und vor allem nicht veraltet sind — das wissenschaftliche Buch ist der Entwertung leichter unterworfen als das bibliophile —, kann er nur beurteilen auf Grund dessen, was einzig und allein seine Leiterin ist: seine Erfahrung. Ja, immer seltener wird er das Glück haben, selbst mündliche Berater und Lehrmeister zu finden, deren Gilde auszusterben beginnt. Ich habe einmal an einer anderen Stelle gesagt: »Welches ist das große Wissensgebiet, das keine Lehrbücher und keine mündliche Überlieferung kennt, in dem die Fülle erworbener Kenntnisse unwiederbringlich mit jedem, der sie besaß, stirbt und niemals in gleicher Vollkommenheit von jüngeren wieder erreicht wird? — das ist das wissenschaftliche Antiquariat«. Der Nachwuchs weiß sich allerdings gar zu oft zu helfen: er schreibt fremdes Geistesprodukt, das in mühevoller Gedankenarbeit erzeugt worden war, soweit es ihm irgend zugänglich ist, ab.

(Schluß folgt.)

## Die Gefahr des Erfolgs.

Von F. M. Huebner (im Haag).

Es gibt Schriftsteller, die auf einen großen Leseerfolg nicht nur keinen Wert legen, sondern diesen eher fürchten. Der Beifall der Vielen wird als ein Beweis gegen die Güte, gegen die Erlesenheit des Werkes angesehen, denn was einer großen Mehrzahl von Menschen behagt, so lautet der Gedankengang, kann nur leicht sachliche, allen ersichtliche, von Grund aus platte Eigenschaften besitzen. In der Tat ist der große Erfolg für die Wirkung eines Buches unter Umständen gefährdend. Nicht so sehr, weil das Buch hierdurch unmittelbar herabgesetzt würde, sondern weil der große Erfolg seiner Natur nach in die Erscheinung einer Modesache einschwenkt. Schriftsteller, die in solcher Weise plötzlich Mode werden, müssen sehen, ob sie nicht schon mit ihrem folgenden oder ihrem überfolgenden Werke durch die Laune des Publikums aus ihrer bevorzugten Stellung gedrängt und zur Wirkungslosigkeit verurteilt werden. Das Pech eines großen Erfolgs muß der Schriftsteller dadurch ausgleichen, daß er mit seinem nächsten Werke und mit seinem übernächsten sich aus der Lage seiner nur modischen Geltung herauszieht und nun erst seinen Namen und sein Ansehen festigt. Ein Opfer seines Erfolgs war Sudermann; ein Überwinder seines Erfolgs ist Thomas Mann.

In einer Generation erfolgreiche Bücher sind selten erfolgreich auch in der nächstfolgenden Generation. Unsere Frauen können heute nicht mehr die Marlitt, kaum noch die Gschtruth lesen; der nächstfolgenden Generation wird es so mit den Büchern der Courts-Mahler ergehen. Es liegt dies daran, daß Erfolgsautoren durch Instinkt oder durch Beobachtung wissen, wonach ihr Publikum lüftern ist; sie haben ein Publikum und sie schreiben für dieses. Aber das Publikum ändert sich; wie sein Geschmack, so stirbt es selber; ein neues Publikum steht auf, das der Erfolgsautor beim Schreiben seiner Bücher nicht im Auge hatte, das ihm darum die Gefolgschaft kündigt. Sein Publikum haben ist etwas anderes als seine Gemeinde haben. Ein Autor mit einer Gemeinde ist nicht deren Ergötzer, sondern deren Zeuge und Sprecher. Die Gemeinde sammelt sich um ihn, ohne daß er es weiß oder bezweckt. Getreue umgeben ihn, die er nicht kennt, die er auch bei seiner Arbeit nicht als Empfänger im Auge hat, die vielmehr einen namenlosen Resonanzboden bilden, auf dem die lite-